

(Nachdruck verboten.)

12] Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Eines spiegelhellen Vormittags glitt der „Alert“ an der Landzunge vorbei, welche den Hafen von Barcelona sperrt.

Der hohe Felskegel Montjuich mit seinem festen Schloß, das wie ein Nest an seiner Spitze klebt, Reiben von Kanonen zeigt und auf der Zinne oben die Flagge von Castilien flattern läßt, — der Felskegel traf unter dem Schiffstiel mit dem weißen Leuchtturm zusammen, welcher auf der andern Seite des Einlaufes stand . . .

Der mächtige Hafen war ganz voll von Schiffen und dazu fuhren noch beständig eine Menge Luggen und Feluden mit lateinischen Segeln und brachten Fische, Weinfässer, Grünzeug, Orangen, Nüsse, Eier und Hühner, alles in Körben, bis hoch an den Mast hinauf gestapelt.

„Da kommst Du eine Spanierin sehen“, sagte der Steward im Vorübergehen.

Nejer blickte hastig über die Reling . . . Ein paar Boote mit lateinischen Segeln und einigen aus vollem Halse schreienden Menschen hatten sich an der Schiffsseite eingehakt. In dem einen Boot stand ein heiser kreischendes, sonnenverbrautes, runzeliges, altes Weib mit schwarzen Pferdehaaren und dito Bart und wahren Krallen an den Fingern und bot eifrig irgend ein kohlrartiges Gemüse und einen Korb gackernder Hennen zu den Finkenetten hinauf.

„Abscheuliches Volk!“ dachte Nejer . . . Aber mit welcher Fahrt doch diese Boote mit den abgeschnutzten dreifantigen Segeln dahinschossen, trotzdem die Luft so still war, kaum ein Hauch sich rührte! Er hatte es schon während des ganzen Weges die spanische Küste entlaug beobachtet.

Während er abends bei der Pavianswacht umherging, — sie waren mit den Zollaufsehern fertig geworden und der Kapitän war aufs Land gefahren, — kam der Steuermann auf Nejer zu.

„Hör einmal“, sagte er, „Du hast wohl von den Spanierinnen reden hören; sie schauen nicht alle aus wie diese Ente auf der Felude heute . . . Ich will Dir nur einen freundschaftlichen Wink geben, hier auf Dich aufzupassen, wenn wir zum Molo hineintommen . . . es giebt deren genug, die einen Seemann fischen wollen . . . Halt Dich fest und arbeite, — am liebsten mit dem Rücken gegen das Land, so ist es am sichersten . . . verstehst Du, ich möchte Dich nur warnen!“ Er schlenkerte weg.

Sie hatten tiefer innen im Hafen verhallt, wo die Fischladung gleich in Lichter geladen wurde, die nach Barcelonetta gingen, und die Arbeit an der Schiffsseite hörte den ganzen langen Tag nicht auf. Am Abend erhielt die Mannschaft leicht zu zwei und zwei auf einmal Urlaub, und daß es auf dem Lande Merkwürdigkeiten gab, ging wohl aus dem hervor, was sie berichteten, wenn sie wieder an Bord waren.

Es schien aber, als ob die Reihe, Urlaub zu erhalten, niemals an Nejer kommen sollte! Die paarmale, wo er darum angefragt, war seine Bitte stets abgeschlagen worden. Der Koch müsse an Bord sein, hieß es immer.

„Mich nicht einmal mit den Steward gleichzustellen!“ rief er erbittert eines Abends, als die Zolle von Bord abstieg. Rings im Hafen zündete man die Laternen an und auf dem Land flammten überall gefärbte Lichter auf. Er blieb öfter und öfter stehen und schaute ins Dunkel hinaus und dem leuchtenden Streifen nach, welchen das Boot im Wasser zog . . . hielt enblich an der Brasse und folgte dem hellen Schein bis ins Molo hinein.

„Ich hätte gemeint, der Kapitän habe doch soweit Augen genug im Kopfe, um zu entdecken, daß ich nicht gerade einer von seinen gewöhnlichen Abergästen bin . . . nicht wie ein anderer „Kohlrabi“, den man geradewegs aus dem Boden genommen! Er weiß außerordentlich genau, wessen Sohn ich bin . . . Niemand kann aber behaupten, daß man hier mit mir viel Geschichten macht . . . man prajet mich nur bei Nacht an und läßt sich an Bord bringen . . . Niederträchtig!“ Er schlug das Lauende heftig gegen die Reling

„Es sich zu nütze machen, daß ich mich zufällig herbeilasse, seinen Untergebenen zu spielen! Na, mir schadet das nicht,“ sagte er gelassen, „sie können Gift darauf nehmen, daß ich auch gegen sie nicht höflicher sein werde . . . Nejer Fuhr läßt das Lauende nicht los, das er einmal anzuholen begonnen hat. Nei — ein . . . das thut . . . er . . . nicht!“

Eines Nachmittags schlug endlich seine Stunde — Urlaub bis Mitternacht, zugleich mit dem Zimmermann und dem Steward, der, aufgepußt, in hohem Kragen und in einem abgelegten schwarzen Stellnerfrack aus seiner Festlanddienstzeit, auf seinen kurzen Beinen wie eine Krähe zum Fallreep trippelte.

Vom Markt am Molo oben hatten sie schon genug bekommen, wenn sie bei Tag mit der Zolle anlegten. Sie waren der alten Weiber überdrüssig, welche mit ihren Papageienkäfigen da saßen und kreischten und Wein verkauften und Orangen und allerhand Warenkrum, daher eilten die drei an ihnen vorbei und höher hinauf. Der Steward, als der erfahrenste, bugsierte sie in ein halbdunkles Loch der Hafengasse, wo sie Schwämme in ranzigem Del und irgend welches schwarze verbranntes Fleisch, das so trocken war wie Holz, zu sich nahmen. Nachdem sie eine Flasche Wein geleert, ohne den ranzigen Geschmack aus dem Halse zu kriegen, und die Rechnung bezahlt hatten, begannen sie in den Straßen herumzutreiben und sich umzuschauen.

Hinter all diesen herabgerollten Gardinen und zugezogenen Vorhängen saßen Spanierinnen, erklärte ihnen der Steward; sie kamen erst bei Sonnenuntergang heraus.

Nachdem sie in Schatten der Häuser des laugen und breiten herumgewandert und sich in der Hitze mit Gefornem und Anisbranntwein gelabt, standen sie endlich vor einem erleuchteten Hause mit schwerfälligem Portal.

Es war das große Theater auf La Rambla. Es wimmelte hier von Menschen und Wagen, und die drei befanden sich plötzlich mitten im Strome.

Der Zimmermann wurde bedenklich. Der Steward plaidierte dafür, daß man nach Barcelonetta solle; er sei schon zweimal dort gewesen, da habe man einen Hauptspañ, sowohl Seitänzer als Theater.

Jedoch Nejer war nun nicht mehr vom Fleck zu bringen. Es stachelte ihn etwas in dieser gepuhten Umgebung. So lange er an Bord war, da mochte es angehen, als Koch gehinzt zu werden, dazu hatte er sich nun einmal entschlossen; aber hier zu Lande? Sie, die Dame, welche so stolz da stand mit ihrer Spitzenmantille um Haar und Schultern, — sie merkte wohl, daß er von guter Familie . . . Wenn sie gewußt hätte, daß er tagsüber als ruhiger Koch am Herde stand, hätte sie ihm wohl nicht solche Blicke geschenkt!

Er schämte sich plötzlich seiner Begleiter und that, als gehörte er nicht zu ihnen. Als der Zimmermann mit bescheidenem Zweifel äußerte, hier sei es wohl zu fein für sie, warf er trotzig das Kinn in die Höhe:

„Zu fein? Für mich?“ Und ohne auf die Vorstellungen der andren zu hören, drängte er sich dorthin, wo man die Billets kaufte. Hinein wollte er einmal . . . ihnen stand es frei, ihn zu folgen oder sich von ihm zu trennen.

Die Billette bekamen sie und dann ließen sie sich, die Karten beständig vorweisend, vom Strome bugstieren, bis sie ganz oben an der Saaldecke, gerade unter den Laternen, angelangt waren.

Unten in der „Last“ war es gestopft voll . . . Daß über den hohlen Raum keine Zwischendeckbalken und Planken gelegt waren, kam nach der Ansicht des Zimmermanns daher, daß man hier Platz brauchte, um auf dem Seil zu tanzen. . . . Hu, war das ein Trudel, wenn man in den Topf hinab sah!

„Pst!“ sagte Nejer — er liebte den Ausdruck „Topf“ nicht — und beugte sich über das Geländer, um auf eigene Faust zu sehen.

Die Musik begann so plötzlich, daß sie zusammenzuden, und dann wurde das Großsegel aufgegeit.

Da stand unten ein Ritter mit dem Säbel an der Seite und die Hand auf der Brust und stimmte ein fürchterlich lautes und langes „Bulienehal“ an, und hernach kam eine weißgekleidete Donna mit offenem Haar, welche die Hände rang, auf die Kniee fiel und wieder aufstand.

Sie saugen einen Warpgefang*) um den andren und schienen gar nicht fertig zu werden . . .

Der Zimmermann gähnte einmal stärker als das andre mal, so daß die Leute sich umwendeten und ihn wild anstarrten.

Mit einemmal strömten und winnelten Donnas herein, die hüpfen und sich herumdrehen wie ein Drummkreisel; sie stürzten wie aus einem Sad heraus.

Der Zimmermann saß eine Weile sehr nachdenklich da; plötzlich schüttelte er den Kopf und erhob sich resolut und sagte, er wolle gehen! Es schide sich nicht für einen verheirateten Mann, zu sitzen und zuzusehen, wie Frauenzimmer mit nackten Beinen und so gut wie böllig aufgegeiten Untersegeln umhertanzten! Der Steward hatte versprochen, ihn irgendwohin zu lotzen, wo es Brandy und Gin gab, und nun gehe er!

Etwas widerwillig folgte ihm der Steward.

Auch Nejer fühlte sich wunderbar bei dem ungewohnten Anblick; aber als das ganze Haus Beifall rief und klatschte, begriff er wohl, daß die Sache in irgend einer Art in Ordnung sei, obwohl es ein schwüler Anblick immerhin blieb.

Mit einer gewissen Erleichterung, seine Gesellschaft so los geworden zu sein, saß er nun freier da und sah sich um, hinab auf die Bühne und hinein ins Publikum; beides war ihm gleich neu und sloß ihm im Grunde in eins zusammen . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der billigsten Abteilung.

Skizze von Jakob Hilditch.

Im Krankenhaus einer großer Stadt. Mitten im Sommer. Auf dem Hofplatz plätschert ein kleiner Springbrunnen, kein übermäßig hoher Strahl, kein wildes Spritzen, eine im Sonnenlicht glitzernde Perlbouche, ein trauriger kleiner Wasserstrahl, der bescheiden einige Zoll in die Höhe läuft und über den kleinen Bronzeengel hinabrieselt, der ihn hält, so daß das kleine, braune schimmernde Gesicht ständig von Thränen überströmt wird. Der Strahl fällt wieder ins Wasser hinab, gerade hinunter an der einen Seite; nicht ein einziger unbefomener Tropfen wagt sich darüber hinaus, hinaus auf den runden, kurz geschorenen Grasplatz mit einer Reihe Mischeln am äußersten Rande.

Kieswege führen zwischen den Krankenhausgebäuden hinein. Die Kieselsteine und die kleinen weißen Mischeln glitzern im Sonnenlicht, und der Schritt der Gehenden hört sich leicht und jugendlich an. Aber oben hinter den Gebäuden fallen Schlagschotten über die Kieswege und der Kies wird schwarz und die kleinen weißen Mischeln leuchten nicht mehr, und es klingt kalt und fest, wenn man den Schritt dort oben hört.

Dort unter den Bäumen an der Sonnenwand vor dem Mittelgebäude sitzen zusammengelaurete Gestalten in Rollstühlen mit bleichen Gesichtern und durchsichtigen Händen. Sie sitzen mit geschlossenen Augen und der Sonne zugewandten Gesichtern, oder sie werden sacht hin und hergerollt. Es sind Konvaleszenten, die nicht draußen waren im Sonnenschein seit Frühlingssanfang. Nun erscheint ihnen die Sonne fast zu stark; sie schließen die Augen und lehnen den Kopf zurück, halb wie im Schlaf, halb lächelnd, und die Sonne scheint quer durch die dünnen, blauen Augenlider und die fast durchsichtigen Ohren.

Längs der Hospitalmauer hängen Decken zum Trocknen im Sonnenschein, weiße, gestreifte Wolldecken und blau und weiße Laken.

Die leichten und jugendlichen Schritte auf dem Kies sind die der Schwestern, die mit leichten Tritten stumm zwischen den Gebäuden umherwandern, um all' die Pflanzen zu hegen, die im Winter im Begriff waren zu sterben und nun nicht zuviel Sonne oder zuviel Schatten vertragen. Und die harten sind die der Aerzte, die mit schnellen Schritten von Haus zu Haus wandern, von Thüre zu Thüre, um zu sehen, ob die Nacht gut oder schlecht gewesen ist.

Da kommt eine schwagende Schar die Kiesgänge herauf; das sind die jungen Mediziner, die bereits einander gegenüber prahlen und sich den Rang abzulaufen suchen und sich gegenseitig einbilden, daß sie bereits einen Finger mit in dem Spiel um Leben und Tod haben. Sie, die sich damit wichtig thun, statt der Namen nur die Abteilungsnummern und Bettnummern zu nennen und die Krankheiten nur unter lateinischen Bezeichnungen zu nennen! Sie werfen die Cigaretten fort und knipfen das Feuer von den Cigarren.

„Wirklich, ich bin heute sehr gespannt! Da oben auf Nr. 12 Abt. B haben wir einen sehr interessanten Fall; wir haben dem

Patienten nun weit über die allgemeine Zeit hinaus künstliche Nahrung zugeführt. Helfen können wir dabei nichts, aber vielleicht seine Lebensdauer ein wenig verlängern. Es ist interessant zu sehen, wie es heute steht!“

Und ein anderer sagt: „Ich freue mich! Auf No. 10 habe ich das schönste kleine sarcom! Ach, Ihr solltet es sehen! Es ist famos!“

Sie gehen weiter in der Einbildung, einen Finger mit in dem Spiele um Leben und Tod zu haben.

Der kleine Springbrunnen läuft mit bescheidenem kleinen Strahl: Platsch! Platsch! Und der Bronze-Engel beeilt sich, Thränen zu vergießen. —

Eines der Krankenzimmer für männliche Patienten. Große, helle Fenster ohne Seitengardinen. Die Wände sind grau, einfarbige, graue Mauern mit Paneel vom Boden bis zur halben Wand. Die Betten stehen in Reihen auf beiden Seiten nach den Langwänden. Leichte Eisenbetten mit grauen, einfachen Wolldecken und kleinen schwarzen Tafeln mit Vorchristen und lateinischen Aufschriften über dem Kopfteil.

Am Boden entlang zwischen den beiden Bettreihen läuft ein einfacher, schmaler Teppichläufer. An der Thüre ist ein Plakat befestigt, das bekannt macht, daß Besuche außerhalb der bestimmten Zeit nicht empfangen werden dürfen, daß das Gas um neun Uhr ausgelöscht wird und nach der Zeit keine Unterhaltung geführt werden darf.

Da sind viele Patienten drin, mindestens zwölf bis vierzehn; es ist die billigste Abtheilung.

Die Aerzte und die jungen Mediziner haben ihre Stunde gemacht. Es ist die Empfangszeit der Patienten.

Einzelne liegen und starren nach der Thüre und warten. Andre liegen und lauschen auf das Gespräch ihres Nebenmannes mit seinem Besuch; sie möchten auch gern etwas von draußen hören, wenn sie auch niemals Besuch bekommen.

Einer versucht zu schlafen, um so die Zeit totzuschlagen. Wieder andre sind schon so weit, daß sie ein wenig aufrecht sitzen dürfen. Sie sitzen auf dem Bettrande mit weißen Händen in den weiten, blauen, reingewaschenen Krankenhaus-Jacken.

Auf dem Bettrande eines der mittelsten Betten sitzt ein jüngerer Mann, nicht viel über dreißig. Er hat eine schwere Krankheit überstanden. Monate lang hielt sie ihm im Bett. Die Hände, die früher innen so hart und abgearbeitet waren, sind nun fein und weich, wie die eines jungen Mädchens. Er betrachtet sie und lächelt: „hm, das sind Steinhauser-Fäuste! Sein Gesicht, das früher so frisch und sonnenverbraunt war, ist nun so bleich und eingefallen, daß er am liebsten vermeidet, in den Spiegel zu sehen.“

Aber nun geht's vorwärts. — Was hat ihm denn gefehlt? Das weiß er nicht; es war etwas in der Brust. Aber die Aerzte und die jungen Mediziner gaben ihm einen Namen, den er nicht verstand. Und wenn sie über seinem Bett sprachen, konnte er gar nichts verstehen. Es ging ihm wohl nichts an.

Heute ist der erste Tag, an dem er auf ist; er soll eine Stunde auf dem Bettrand sitzen, nicht länger.

Er starrt erwartungsvoll nach der Thüre. Er erwartet sein kleines Döchtergen; sie kommt um diese Zeit, jeden Tag. Heute will er sie überraschen; sie weiß noch nichts davon, daß er so weit hergestellt ist, daß er anfangen kann, aufrecht zu sitzen. Er erfuhr es erst gestern; aber da sagte er zu ihr, es würde noch lange dauern bis er soweit käme. Um so größer würde heute die Ueberraschung werden. Ach, wie froh sie werden würde! Wenn sie nur bald käme! Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, seit sie gestern hier war, und die ganze Nacht hatte er nicht schlafen können in dem Gedanken daran, wie er sie überraschen wollte! Und wenn gar Mutter heute mit wäre! Vielleicht hatte sie sich zufällig freie Zeit erbeten; aber nein, das war ja undenkbar.

Er hört kurze, leichte Tritte draußen im Korridor.

Sein bleiches Gesicht leuchtete auf. Das ist sie! Das ist sie! Er kennt die Schritte!

Die Thür öffnet sich. Ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren tritt herein. Sie bleibt verlegen an der Thüre stehen; sie wird verlegen, denn sie wagt hier drinnen unter so vielen Fremden gar nicht recht, ihre Freude an den Tag zu legen. Mit zu Boden gesenktem Blick geht sie durch den Raum und auf den Vater, der auf dem Bettrande sitzt, zu. Sie ergreift seine Hand.

„Bist Du schon auf, Vater?“ Sie schmiegt den Kopf an ihn.

Die Fremde kam ihr zu unerwartet, zu überwältigend. „Dann richtet sie das Gesicht zu ihm empor und lächelt durch Thränen: „Du sagtest gestern, es würde noch lange dauern. Denke, wie Mutter sich freuen wird!“

Sie setzt sich auf den Bettrand neben ihn und dann beginnen sie zu plaudern.

„Ach so, der Kleine hat zwei Zähne bekommen! Da war er wohl sehr unruhig, Du? Und Du hast ihn gewartet, während Mutter in der Fabrik war! Nein, wie tüchtig Du bist! Bestimmt er sich noch auf mich, was meinst Du? Du mußt ihn an einem der nächsten Tage einmal herbringen!“

Sie plaudert und erzählt ihm alles Mögliche. Er hat jedesmal nach so vielem gefragt, und da hat Mutter ihr gesagt, sie soll von selbst alles erzählen, was sie weiß, damit der Vater sich nicht so mit Fragen anstrengen sollte.

„Und Nieze hat vier Junge bekommen, Vater; vier Sissel, drei graustreifige und eine schwarz-weiße. Mutter hat gesagt, wir

*) Auspielung darauf, daß man beim Auswerfen (Warpen) des Ankers, beim Anholen der Tauge, um der Taktmäßigkeit der Bewegung willen, gewisse Anholgefänge singt.

sollen alle vier auf die Seite bringen; aber die schwarz-weiße ist so nett, die möchte ich so gerne haben!"

"Ja, die sollst Du behalten; sage Mutter, ich hätte es Dir erlaubt, und dann müßt Ihr mit den andern drei nicht zu lange warten; sonst werden sie zu groß!"

Er beugt sich über sie nieder und flüstert ihr etwas ins Ohr. Sie legt ihre beiden Hände auf seine eine Schulter und redt den Mund zu seinem Ohr hinauf, so weit sie kann.

"Ja, den haben wir wieder auslösen können. Mutter hat an Tante Anna geschrieben und fünf Kronen von ihr geliehen erhalten, und Tante schrieb, es wäre Zeit genug, sie auszulösen, wenn Du wieder gesund wärest."

Er streicht ihr den Kopf und sie plaudern weiter zusammen.

"Ach so, Ihr hattet gestern Makrelen, Du! Mutter kaufte sie wohl? Und zum ersten Mal gestern! Dann sind sie wohl nicht mehr so teuer? Fünfzehn Oere das Stück, sagst Du? Ja, das geht ja au . . . Aber, ist da nicht etwas, was Mutter Dich bat, mir zu sagen, oder etwas, was Du mich fragen solltest?"

Sie figt und denkt nach; dann schüttelt sie den Kopf: "Ne, nee!"

"Nein gar nichts?"

"Ne, nee; ach ja, es ist wahr!" Wieder liegen die beiden Händchen auf seiner Schulter, wieder redt sich der kleine Mund zu seinem Ohe hinauf, und wieder ein gedämpftes Flüstern, wovon man nur die zwei letzten Worte hören kann: "Der Kleine . . . Schubchen."

Er nickt, während sie spricht. "Ja, ja, sie kann es bei Olsen versuchen; das sind ja nur drei Kronen. Sobald ich hinauskomme, kann sie ihm sagen, werde ich sie bezahlen."

"Besuchst Du Dich auf Johanni im vorigen Jahr, Vater? Da waren wir draußen auf dem Fjord und ruderten. Du rudertest und ich saß vorn, und Mutter, der Kleine und Frau Larsen saßen hinten, und dann brannten überall Teertoppen auf dem Fjord, und dann schnittest Du Birkenlaub auf der einen Insel, besuchst Du Dich, und das nossestest wir zu Hause über dem Ofen an. Besuchst Du Dich, Vater? War das nicht lustig, Du?"

Er nickt und lächelt; sie wird so eifrig, daß sie auf seinen Schoß klettert, und da auf dem Bettrande wird die ganze Besuchszeit von ihm, von ihr, von Mutter und dem Kleinen geschwätzt. —

In einem der Betten nahe bei der Thür liegt ein ganz junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Er liegt und starrt gerade vor sich hin, bleich und mit brennenden Augen. Er hat nun über vierzehn Tage hier gelegen. Der Bart hat in dieser Zeit wachsen dürfen; weiche, dunkle Kraushaare längs der Wangen und unter dem Kinn, blondere auf der Oberlippe. Das Kopfhaar fällt dunkel und weich über die Stirn herab; die Lippen sind schmal und zusammengedrückt.

Er liegt und starrt vor sich hin; bisweilen fährt er mühsam den einen Hemdärmel über die Stirn hin und wischt den Schweiß ab. Er ist überanstrengt, er denkt über die letzten Wochen und ihre Veränderungen nach.

"Wie ging das alles zu?"

Er war gerade beim Studenten-Examen, bei den schriftlichen Arbeiten; mit einigen war er fertig. Er mußte dieses Mal fertig werden, denn er war bereits ziemlich alt, als er den Studierweg einschlug, und sein Vater hatte ihm versprochen, ihm zwei Jahre ein wenig durchzuhelfen. Ja, dann war er mit ein paar Jähren fertig, da — ja, wie war es gekommen? Da bekam er am Abend einen Brief, daß sein Vater in Konkurs geraten sei. Da trieb er sich die halbe Nacht auf der Straße, unermüdlich gehend, umher, und die andre Hälfte konnte er nicht schlafen. Am nächsten Tage war er wieder zum Examen oben, wurde aber ohnmächtig, wie er dasah und schrieb. Er wurde hinausgebracht und nach Hause gefahren. Am nächsten Tage hatte er Fieber. So lag er zwei Tage in seinem kleinen, dunklen Stübchen in dem abgelegenen, ärmlichen Stadtteil.

Da kamen viele und fragten nach ihm; er ließ sie machen, was sie wollten, und so wurde er denn am dritten Tage zum Krankenhaus gefahren.

Die Aerzte waren im Zweifel über seine Krankheit gewesen. Man wußte nicht recht, was ihm fehlte, und es wurde an seinem Bett Tag für Tag berathschlagt.

Der Professor kam; er untersuchte ihn lange und stumm. Dann sah er ihn an, und der Kranke meinte, eine Thräne in den Augen des alten Professors schimmern zu sehen. Er hatte den Eindruck, daß der Professor ihm die Hand geben wollte. Er reichte sie ihm hin, und der Alte drückte sie.

"Armer, armer junger Freund! Schlechte Nahrung, knappe Kost lange, lange Zeit, stillliegende Lebensweise im dunklen Zimmer mit schlechter Luft, und dann haben Sie im Winter gefroren. Das ist die Ursache der Krankheit, mein junger Freund. Das wird leider eine lange Leinwand zum Bleichen!"

Er blieb liegen und dachte über all' das nach. Er konnte es fast nicht glauben! All' das auf einmal! Sollte das das Ende sein seiner mühevollen Arbeit zweier Jahre? Hunger, ja wirklichen Hunger, Kälte, dunkles Zimmer, Haufen von Pfandscheinen und unaufhörliches Studieren Tag und Nacht? Sollte das das Ende sein? Nur vierundzwanzig Jahre alt und doch zwei Jahre ein Leben geführt, wie ein alter Mann.

Und Vater, der Arme! Das auch noch! Der arme Vater! Er, der nun in dem kleinen Laden weit, weit oben im Norden saß und glaubte, sein Sohn wäre nun mitten im Examen. Er war

überzeugt, daß Vater schon lange vor dem Konkurs stand, sich aber abgeplagt hatte, ihn aufzuschieben, bis er mit dem Examen fertig war! Der arme Vater, wenn er nun dies erfährt!

Man hatte ihm gesagt, er müßte sich vor zu starkem Denken hüten, das verträge er nicht. Er hatte in den Fieberphantasien gesprochen und gewiß alles verraten. Seine Geschichte hatte durch das ganze Krankenhaus die Runde gemacht, und es waren so viele gekommen, besonders Frauen, alte und junge, nur seine Damen, um mit dem „unglücklichen Studenten“ mit der „schrecklichen Krankheit“ zu reden.

Ja, sie hatten ihn den Studenten genannt — hm, er mußte lächeln. Das war auch eine Art, Student zu werden! Aber er hatte seitdem andre Gedanken von den Leuten bekommen; alle waren so freundlich, so teilnehmend und hilfreich. Sonderbar! Er hatte geglaubt, man würde ihn als ein kleines, stinkendes Tier betrachten, das aus einer unbelaknten Nebengasse sich in den Sonnenschein des feineren Stadtteils verirrt hatte. Daß man nicht etwas Jämmerliches darin fand, daß er alles verzeht, gehungert und gefroren hatte! Daß man ihm nach all dem die Hand reichen wollte!

Aber er lag ja in der billigsten Abteilung und da bekam man ja Teilnahme und Freundlichkeit und auch ein paar kleine Thränen dazu, nicht von den vielen kleinen „Traktäthen“ zu reden. Aber psii! Er hatte kein Recht zu solchen häßlichen Gedanken!

Aber sonderbar war es, daß die Kameraden ihn nicht öfter besucht hatten; sie wußten doch alle davon! Nur ein paar waren bei ihm oben gewesen, jeder einzeln. Still und einsilbig hatten sie an seinem Bett gesessen und auf das geantwortet, was er gesagt hatte. Er war ja immer als ein verschlossener Sonderling betrachtet worden.

Doch heute würden sie sicher kommen, heute war der schriftliche Teil des Examens vorüber, und da hatten mehrere von ihnen versprochen, hinauszukommen und ihm zu erzählen, wie es ihnen ergangen wäre.

Er vernimmt Stimmen und Fußtritte von vielen draußen im Korridor; das sind sie sicher! Ja, da hört er Stens Stimme; er ist schon früher hier gewesen.

Sie kommen zur Thür herein, fünf Mann hoch. Wamen im Knopsloch. Einige von ihnen haben bereits die Studentenumzüge an.

"Na, guten Tag, Junge! Nun ist's vorüber! Es ist doch zu dumm, wie es Dir erging! War schade um Dich, Junge! Aber frischen Mut, Antonius!"

"Ja, nun ist es vorüber!"

Und sie scharen sich um sein Bett und erzählen durcheinander: Nielsen, Boid und Lauritzen müssen sicher zurücktreten, alle drei wegen Mathematik. Daß fiel in Physik durch und man sagt, Berg sei es im Aufsatz. Du hättest Berg sehen sollen, als er da gewesen war und seine Cenur für den Aufsatz bekommen hatte. Du hättest Dich halb tot gelacht! Du weißt, wie komisch er ist!"

"Teufel, wie ärgerlich, daß Du hier so liegen mußt, Junge! Wir sind heute die ganze Klasse zum Kommerz gewesen und abends haben wir alle zusammen einen. Da hättest Du auch mit dabei sein sollen, Junge; dann hättest Du Vergnügen davon gehabt!"

"Aber was ist das für eine Teufel, die Du bekommen hast, Junge? Donnerwetter, wo hast Du so was her? Was ist das für eine Krankheit? Ich begreife nicht, woher Du sie bekommst! Kamst Du nicht zu Weisnachten die Examensarbeiten fortsetzen, oder wie ist das? Wie viele Fächer hast Du noch zu machen?"

"Ach nein, die Aerzte glauben nicht, daß ich vor mehreren Monaten gesund genug werde, und dann muß ich aufs Land reisen, sagen sie. So muß ich wohl noch ein Jahr warten."

"Hast Du was zu lesen? Darfst Du lesen? Wir werden Dir etwas schicken! Was willst Du haben, Zeitungen, Bücher oder was sonst?"

"Ich darf nicht viel lesen, das strengt mich an. Man drängt mir solche langweiligen kleinen Schriftchen auf; aber ich will sie nicht lesen. Ich hatte Henry George bekommen, er interessierte mich so lebhaft und einige englische Autoren; aber man nahm sie mir fort; ich durfte sie nicht lesen! Das „strengte mich an!“

Die Kameraden sehen nach der Uhr.

"Ach, Postausend! Wir müssen fort, wir wollten nur schnell ein bißchen zu Dir, um Dich zu beglücken. Um vier Uhr sollen wir uns zu einem größeren Kommerz bei Bernisen versammeln, alle in Fuchsmützen, strenges Gebot!"

Sie drücken ihm die Hand.

"Ja, adieu denn, Du! und gute Besserung! Wir kommen an einem der nächsten Tage wieder herauf, dann besuchst Du mehr zu hören."

Sie nicken ihm in der Thür zu, und die drei schwingen ihre Fuchsmützen und Spazierstöcke. "Adieu, adieu!"

"Sten!" ruft er halbblau. Sten kommt wieder zu ihm hin. "Du, Sten, komm bald einmal wieder, aber komm allein, sei so gut und bitte die andern, wenn sie kommen, möchten sie jeder allein kommen."

Er bleibt lächelnd liegen. Dann wischt er wieder mit dem Hemdärmel den Schweiß von der Stirn. Er fühlt ein paar Thränen kommen.

Wamen im Knopsloch und Fuchsmützen!
Vater im Zimmer hinter dem geschlossenen Laden dort weit oben im Norden und ich mit dieser schrecklichen Krankheit vorläufig auf Gnadenplaz in der billigsten Abteilung! Und später? Wer weiß das! — —

Unten auf dem Hof läuft der traurige Springbrunnen plätsch! Der Bronze-Engel verzieht Thränen, und man hört leichte Tritte auf dem Kies mit dem im Sonnenschein blinkenden Muckeln. Es sind die Kameraden, die gehen, und bald kommen die feinen Damen, um die Dankbarkeit in den Augen des armen Studenten in der billigsten Abteilung leuchten zu sehen. —

Kleines Feuilleton.

bt. 73. **Verammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hamburg.** Der Montagnachmittag und der ganze Dienstag wurde mit Vorträgen in den einzelnen Abteilungen ausgefüllt.

In der Abteilung für Physik erregte großes Interesse die sprechende Vogenlampe des Professor Simon aus Göttingen, welche ihre Anwesenheit fast der ganzen Stadt kundgab; sie sprach nämlich nicht im engen Hörsaal, sondern sandte die Worte, die man ihr zurief, ohne Hilfe des leitenden Drahtes, lediglich durch ihr weithin sichtbares Licht, mehrere hundert Meter weit fort, wo sie wieder in vernehmbare Laute zurückverwandelt wurden. Es wurde also ihre Anwendung zum drahtlosen Telephonieren gezeigt.

Dieses Zauberkunststück oder vielmehr dieses Wunder, das alle Wunder des Altertums und auch alle Wunder der modernen Spirits und Geister weit hinter sich läßt, kam in folgender Weise zu stande: Auf dem Dache des Johannis-Gymnasiums war eine elektrische Vogenlampe aufgestellt, die ihr Licht nach allen Seiten sandte; durch einen großen Scheinwerfer wurde es aber vornehmlich nach dem Dache des Physikalischen Staatslaboratoriums geworfen, wo Professor Simon, umgeben von zahlreichen Mitgliedern der Versammlung, neben einem großen Hohlspiegel stand; dieser Hohlspiegel fing das Licht der Lampe auf und warf es konzentriert auf eine kleine Selenzelle, in deren Stromkreis ein Telephon eingeschaltet war. Wurde nun auf dem Johannis-Gymnasium zur Lampe gesprochen, so zeigte sie allerdings in einer uns nicht sichtbaren Weise, daß sie alles recht gut verstand. Aber was unsrer Auge nicht wahrnehmen konnte, machte sich bei der Selenzelle geltend; diese ist empfindlich für jede kleinste Lichtschwankung und änderte ihren elektrischen Widerstand genau im Rhythmus der stärkeren und schwächeren Belichtung, also genau im Rhythmus der Worte und Töne, die in einer Entfernung von mehreren 100 Metern in der Nähe der Lampe ertönten. In diesem Rhythmus wurde also auch der Strom, der zum Telephon führte, geändert, und dieses gab daher die Worte deutlich zurück. Noch steck die Telephonie ohne Draht in den Kinderschuhen; wie weit sie sich einmal ausgewachsen wird, vermag heute natürlich noch niemand zu sagen. —

k. **Der Fuß und der Charakter.** Die neueste Schrülle der englischen Gesellschaft, die sich schnell überall verbreitet, ist die „Pedologie“, das Erkennen des Charakters aus den Linien der Füße. Der Klient betritt das Zimmer des dieser Wissenschaft kundigen, und läßt beim Fertigmachen Fußabdrücke zurück, aus denen dann sein Charakter gelesen wird. Ein bisher als Chiromant bekannter „Professor“ Osman will der wahre Entdecker der neuen Wissenschaft sein. Er hat mehrere Jahre lang die Füße auf ihre für den Charakter bezeichnenden Eigenschaften hin studiert. Er hat eine Sammlung, die eine große Menge Fußabdrücke von Männern und Frauen in den verschiedensten Lebenslagen umschließt. Der Professor ist überzeugt, daß die Pedologie eine viel zuverlässigere Wissenschaft ist als Phrenologie, Physiognomie oder Chiromantie. Professor Osman spricht sehr berebt von dem „Ausdruck der Füße“, die, wie er behauptet, ein besonders wahres Bild des Charakters geben müssen, weil der Fuß vom Bewußtsein nicht kontrolliert werden kann. Ein Mensch kann seinen Gesichtsausdruck durch Zusammenziehung gewisser Muskeln beeinflussen, und sogar auf die Linien der Hand wirkt der Geist unbewußt. Aber auch die größte Anspannung der Gedanken kann die Linien der Füße nicht ändern. Professor Osman wendet den Knöcheln besondere Aufmerksamkeit zu. Der runde muskulöse Knöchel, der von häßlichen Ecken frei ist, deutet, wie er sagt, auf eine erregbare Natur. Die Knöchel dieser Art sind natürlich unter Frauen viel allgemeiner als unter Männern. Ein dreiter Knöchel ist das Zeichen eines kräftigen Willens, und deutet in der Regel auf ein starkes Gemüt. Doch bedeutet ein sehr schmaler Knöchel nicht immer einen schwachen Willen. Ein hoher Spann weist gewöhnlich auf einen sehr unpraktischen Geist. Ein sehr hoher Spann gehört in der Mehrzahl der Fälle einem Träumer an. Eine der deutlichsten Typen ist der Fuß der Dame der Gesellschaft. Er wird von Professor Osman als runder oder „genüßlicher“ Fuß klassifiziert. Er ist klein und symmetrisch, hat aber eine in die Augen fallende Konturlinie zu beiden Seiten am Ballen. Der genaue Gegensatz ist der sogenannte viereckige Fuß des „Mannweibes“. Aerzten haben einen eigentümlichen Fuß, den man leicht erkennen kann. Er hat weniger Biegungen als der Gesellschaftsfuß und nähert sich mehr der viereckigen Form. Der gewöhnlichste Typus unter Männern ist der praktische oder kaufmännische Fuß. Er hat von einem Ende zum anderen ziemlich dieselbe Breite. Der „märkische“ Typus ist dagegen groß und flach, mit ungewöhnlicher Breite über dem Ballen und verhältnismäßig

niedrigeren Spann. Dies Verhältnis giebt ihm trotz seiner Länge und Festigkeit einen Anchein von Schwäche. Der „diplomatische“ Fuß ist auch eigentümlich. Er ist sehr stark und ungewöhnlich breit, mit gut entwickelten und symmetrischen Beinen. Der „abergläubische“ Fuß ist durch seine ungewöhnliche Länge und Schmalheit kenntlich. Die feinen Linien, welche die Fußsohle überall bedecken, geben die genauesten Hinweise auf den Charakter. Sie entsprechen ganz den Linien der Handfläche, welche die Chiromanten so genau prüfen. —

Theater.

— n. **Duntes Brett.** (Direktion Vanseweine). —

Im Alexanderplatz-Leberbrett wartete man am Dienstag mit einem neuen Programm auf. Gesungene und deklamirte Nichtigkeiten, geistlose Wigaleien und wiglose Obscönitäten bildeten Anfang, Mitte und Ende der vorgetragenen Leberkunst. Doch das wäre weiter nichts Neues! Das Neue brachte Emanuel Reicher, der Liliencronische Gedichte recitierte. Reicher führte mit diesen Recitationen wenigstens auf einige Minuten die Kunst aufs Brett. Mit dramatischer Wucht baute sich die Ballade von „Bidder König“ mit dem Schlusssatz „Leuwer duad üs Slaav“ auf; neckisch und launig wurden die Worte des Vortragenden, als er das Gedicht vorlas von den sieben Friesenmädeln, die von der Wiese kamen, „wo die roten Kläbe grasen“, und wieder andere Töne wühlte er in dem Gedicht „Die neue Eisenbahn“ anzuschlagen. Derartige Vorträge, in denen Schauspieler von Beruf und Bedeutung uns mit den Schöpfungen moderner Dichter bekannt machen, sollten in der Hauptsache die Brettprogramme füllen; dann würde das Leberbrett in Wirklichkeit das sein, als was es sich gerne aufspielen möchte: eine Pflegstätte lyrischer Kunst.

Dr. Arthur Pserhofer trug selbstverfaßte Glossen, Verse und satirische Epigramme vor; auch eine Dnoscene von ihm, „Dichterschmerzen“, wurde aufgeführt. Die Verse und Epigramme Pserhofers waren noch allenfalls zu ertragen, obwohl Vortragsweise und Organ des Autors sehr zu wünschen übrig liegen. Die „Dichterschmerzen“ aber, die von einem Autor, seinem Theaterstück und ihren Erlebnissen bei der Theaterdirektion, der Tragödin und der Censur erzählen, wirkten fade und langweilig.

Venuo Jacobson's Pantomimchen „So was kann passieren“, ein Abenteuer eines alten Herrn, der sich amüsieren will, war in seiner ausgefuchten Gemeinheit geradezu widerlich.

Im Uebrigen erschienen die Herren auf der Bühne mit den unerlässlichen Sezeptionsübergamaschen, mit flatternden Künstlerkrabatten und braunen Sammetjackets; die Damen sprachen und sangen mit mehr oder weniger heiferer Stimme; Marcell Salzer schließlich, dessen artistische Leitung und dessen respektables schauspielerisches Können anerkannt werden muß, entete als zweiter Schreiber in Hans Brenner's „Hasenpote“, die zum hundertstenmale an diesem Abend in Scene ging, wohlverdienten Beifall. —

Humoristisches.

— Doch erlaunt. Sonntagsjäger: „Hier fasse meinen selbsterlegten Hasen einmal an, er ist noch warm.“

Bekannter: „Das wundert mich; die Wildpretläden pflegen doch nicht so stark geheizt zu werden.“ —

— Nie verlegen. Nicht wahr, Mämmchen, wenn Du Deinen Prozeß gewinnst, dann laufft Du mir das schöne, blaue Kleid, welches ich mir so lange gewünscht habe?“

„Meinetwegen! . . . Wenn ich ihn nun aber verliere?“

„Dann natürlich — ein schwarzes!“ —

Notizen.

s. Leo Tolstoj arbeitet an einer Erzählung, die er „Die Alten“ betitelt hat. —

— Im Verein zur Förderung der Kunst (Vürgersaal des Rathauses) spricht am Freitag, abends 8 Uhr, Wilhelm Spohr über „Mullatuli, der Mensch und Künstler“. Im Anschluß an den Vortrag werden Stellen aus den Dichtungen Mullatulis recitiert werden. —

— Max Halbe arbeitet an einer Komödie, die voraussichtlich den Titel „Walpurgisnacht“ führen wird. —

— „Das schwarze Schäflein“, ein neues Schauspiel von Richard Slowronnek geht am Donnerstag im Hamburger Thalia-theater zum erstenmal in Scene. —

— Marschners „Hans Heiling“ wird im Oktober neu einstudiert, unter Muds Leitung, im Opernhause in Scene gehen; Baptist Hoffmann wird die Titelrolle fügen. —

— Felig Weingartner hat seine Orestes-Trilogie („Agamemnon“, „Iolopfer“, „die Crimpen“) beendet. Die Oper wird noch in diesem Jahr im Leipziger Stadt-Theater die Erstaufführung erleben. —

— Die Bayreuther Festspiele finden im nächsten Jahr wieder statt. Hans Richter siedelt nach Bayreuth über. —